



Predigtreihe AUF DEM WEG BEGEGNET

Passionszeit 2026



Jeden Sonntag: eine neue Begegnung – eine neue Predigt – eine andere Stimme.

Predigtsammlung der Predigtreihe

Predigt zum Auftakt der Predigtreihe

(Verfasser: Dekan Dr. Wenrich Sienczka – Transkribiert von einer Audio-Datei)

Begegnung mit Menschen wollen wir in dieser Passionszeit haben mit Menschen, die die Passion miterlebt haben. Wir wollen von ihnen hören aus der Bibel. Zu Begegnungen gehören immer mindestens zwei: jemand, dem man begegnet, und jemand, der begegnet – also eigentlich wir selbst, denn wir wollen ja jemandem begegnen. Also muss auch von uns die Rede sein, von den Menschen, vom Menschen an sich. Wir, wo kommen wir vor? Und wir kommen tatsächlich vor in dem **Predigttext** für den heutigen Sonntag, der im **1. Buch Mose** steht. Hören wir also, was dort über uns gesagt ist:

Und die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott, der HERR, gemacht hatte, und sprach zu der Frau: „Ja, sollte Gott gesagt haben, ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten?“ Da sprach die Frau zur Schlange: „Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esst nicht davon, rührt sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet!“ Da sprach die Schlange zur Frau: "Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, sondern Gott weiß: An dem Tage, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist." Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von seiner Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze. Und sie hörten Gott, den HERRN, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes, des HERRN, zwischen den Bäumen im Garten. Und Gott, der HERR, rief Adam und sprach zu ihm: „Wo bist du?“ Und er sprach: „Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich.“ Und Gott sprach: „Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?“ Da sprach Adam: "Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß." Da sprach Gott, der HERR, zur Frau: "Warum hast du das getan?" Die Frau sprach: "Die Schlange betrog mich, so dass ich aß." Da sprach Gott, der HERR, zu der Schlange: „Weil du das getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und allen Tieren auf dem Felde; auf deinem Bauche sollst du kriechen und Staub fressen dein Leben lang. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Er wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ Und zur Frau sprach er: „Ich will dir viel Mühsal verschaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären, und dein Verlangen soll nach deinem Mann sein, er aber soll dein Herr sein.“ Und zum Mann sprach er: "Weil du gehorcht hast der Stimme deiner Frau und gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht davon essen –, verflucht sei der Acker um deinetwillen. Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde wirst, davon du genommen bist. Denn Staub bist du, und zum Staub kehrst du zurück." Und Adam nannte seine Frau Eva. Denn sie wurde die Mutter aller, die da leben. Und Gott, der HERR, machte Adam und seiner Frau Röcke von Fell und zog sie ihnen an. Und Gott, der HERR, sprach: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und nehme auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich.“ Da wies ihn Gott, der HERR, aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.

Herr, wir bitten dich, segne du unser Reden und Hören. Amen.

Liebe Gemeinde!

Von Menschen ist da die Rede, habe ich gesagt. Wenn man dann anfängt zu lesen, dann merkt man: Das stimmt doch gar nicht. Da ist doch die Schlange am Anfang. Von der Schlange ist die Rede. Von der Schlange, die böse ist, die dämonisch ist. Was können wir schon tun, wenn wir so einer Schlange ausgeliefert sind? So macht man die Schlange immer dämonischer und satanischer. Sie wird zu einem personifizierten Teufel, dem der Mensch ausgeliefert ist, und der Mensch kann dann nichts mehr machen. Und je dämonischer man diese Schlange darstellt und je satanischer man sie darstellt, desto weniger ist vom Menschen zu hören. Dann lenkt man ab vom Menschen und was ihn betrifft und schiebt es alles auf den Teufel. Je mehr man vom Teufel redet, desto weniger erkennen wir uns selbst, desto weniger verstehen wir uns selbst und machen die Geschichte zu einem Kampf zwischen Teufel und Gott, und wir selber sind eigentlich nur noch die Zuschauer.

Darum ist die Schlange kein Satan, der irgendwie von außen dazugekommen wäre, um den Menschen für sich zu gewinnen, sondern die Schlange kriecht gewissermaßen als Stimme in mir drin. In meinen Gedanken, in meinem Herzen, da kriecht die Schlange. Ich selbst bin es und ich selbst höre mich selbst reden, mit mir selbst, in mir selber Zweifel zu wecken. Sie kriecht in mir, und ich bin es, der zweifelt. Ich bin es, der sich Gedanken macht. Ich reize mich selber zum Widerspruch. Sollte Gott gesagt haben? Das ist die Stimme, die in mir spricht, die den Widerspruch herausfordert. Die, die meint, sie wüsste, was Gott gesagt hat, oder könne in Zweifel ziehen, was Gott gesagt hat. Das ist ein bisschen ähnlich wie der Versucher im Evangelium, das wir gehört haben von der Versuchung Jesu, wo der Versucher dann selber mit Bibelversen kommt und versucht, mit Bibelversen den davon zu überzeugen, dass er vom Tempel springen soll oder ihn anbeten solle. Die Stimme weckt Zweifel und sie erzählt mir eine Geschichte. Sollte Gott gesagt haben? Und dann kommt der Widerspruch: Wir essen und nur von dem einen Baum und nicht mal anrühren und so. Und dann erzählt diese Stimme in mir eine Geschichte, und zwar eine Verschwörungsgeschichte. Diese Schlange in mir ist die erste Verschwörungstheoretikerin in dieser Welt. Sie erzählt eine Geschichte vom neidischen Gott. Das, was er gesagt hat, meint er eigentlich gar nicht so, sondern er hat Hintergedanken. Er will etwas anrichten zwischen mir und ihm. Er will, dass ich nicht so werde wie er. Und er weiß das und deshalb erzählt er mir etwas vom Tod, und der Tod tritt doch gar nicht ein.

Das ist dieser neidische Gott. Das soll man aber nicht sagen, und die Kirche, die verbietet das bestimmt auch, dass man so etwas sagen soll. Solche Dinge! Nein, wir müssen die Geschichte dann noch weiterspinnen, damit sie auch wirklich gut wird. Hat sie nicht recht, die Schlange? Am Ende ist doch niemand tot bei dieser Geschichte, niemand ist gestorben. Obwohl sie beide von dem Baum gegessen haben, Adam und Eva, beide haben sie davon gegessen. Sollte es nicht richtig sein, was die Schlange da gesagt hat? Das muss man ja wohl mal sagen dürfen, hört man da irgendwen sagen. Das wäre ja Zensur, wenn man das nicht sagen dürfte, hört man da jemanden sagen. Und schon ist es zu spät. Schon ist es eigentlich geschehen. Sie müssen eigentlich gar nicht mehr zugreifen und die Früchte essen, sondern es ist schon das Vertrauen hin in das, was Gott gesagt hat. Der Glaube daran, dass Gott es gut meint mit mir in dem, was er sagt, der ist schon dahin mit dieser Verschwörungsgeschichte der Schlange, mit diesen Gedanken, in denen ich zweifle an dem, was mein Gott mir sagt; indem ich zweifle daran, dass er Gutes für mich will, und denke, er hat Hintergedanken, er will mir etwas vorenthalten. Er ist mein Konkurrent. Und damit mache ich mich zum Konkurrenten für Gott. Ich will sein wie Gott. Ich will darüber bestimmen, was er gesagt haben soll oder was er sagen könnte. Es ist schon zu spät, schon bevor die Frucht gegessen ist. Schon vorher will der Mensch sein wie Gott und über Gut und Böse entscheiden; ob es denn gut sei oder böse sei, diese Frucht zu essen; ob es nützlich sei oder schädlich sei, von dieser Frucht zu essen; ob sie mir den Tod bringt oder ob sie mir Göttlichkeit bringt. Und so fängt man an, sein eigenes Urteil über Gottes Wort zu fällen und selbst das Wort Gottes zu beurteilen. Von Gott wird nichts Gutes mehr erwartet, sondern ich frage mich, wozu brauche ich eigentlich Gott? Wenn ich selber darüber entscheiden kann, wenn ich selber sagen kann, was gut und böse ist für mich; was brauche ich ihn, wenn es mir gut geht, wenn ich weiß, was für mich nützlich ist, und das weiß doch nur ich selber? Wer sollte es denn sonst wissen? Das ist alles Mythos, dass da jemand ist, der über mich Bescheid wüsste, der für mich sorgen könnte, der sich für mich einsetzen könnte? Der Mensch meint zu wissen, wie Gott sein soll. Er möchte ihn definieren, und das heißt wörtlich übersetzt: begrenzen. Der soll mal nicht zu viel machen, denn schließlich möchte ich selber entscheiden. Und so macht der Mensch sich Gott untertan, erschafft sich seinen Gott zu seinem Bilde, so wie er sich Gott vorstellt. Und wer sich schon Gott zu seinem Untertan und Bild macht, der macht sich auf den Mitmenschen zum Bild und Untertan, der will herrschen über den Menschen: der Mann über die Frau, der Mann gegen den Mann.

Das dritte Kapitel im ersten Buch Mose zeigt uns, wie der Mensch ist, wie wir sind, wie unsere Welt ist. Es zeigt uns uns selbst und hält uns den Spiegel vor. Es spricht nicht einfach von einer fernen Vergangenheit, sondern von unserer Gegenwart. Und so sieht es doch heute noch aus. Mensch ist gegen Mensch unterwegs, und Gott ist vergessen. Was soll uns schon noch Gott? Ein Relikt aus alter Zeit; einer für das Museum, so wie es in Petersburg das Museum der Geschichte der Religion und des Atheismus gab. Jetzt hat man das Wort „Atheismus“ weggelassen, die Religion belassen. Eine Geschichte der Religion. Das ist alles Vergangenheit. Der Mensch kann ohne Gott auskommen, weil er sein eigener Gott geworden ist. Und so ist der Mensch, wie am Ende dieser Geschichte, wenn er vertrieben ist aus diesem Paradies, aus der Begegnung mit Gott, wenn er Mühsal hat in allem, was er tut, ob Mann oder Frau, und wenn er weiter der Versuchung ausgesetzt ist, dieser Schlange, die ihn stechen will, die er zertreten will. Alles, was da in den Strafen beschrieben ist, ist eigentlich nur die Beschreibung unserer Welt, ist die Beschreibung von uns selbst. Und so wollen wir Macht übereinander gewinnen. Macht gebrauchen, nein, missbrauchen, um andere zu unterdrücken und bis hin zum Krieg, der von Menschen gemacht ist.

Wir sehen es mit furchtbarem Entsetzen in der Ukraine, jetzt sind es übermorgen vier Jahre, dass dort der Krieg tobt. Das ist der Mensch. Es ist nicht Gott, auf den er es schiebt und fragt: Wieso lässt Gott das alles zu? Wieso mache ich das? Wieso sind wir Menschen so? Selbst wenn ich jetzt keinen Krieg führe, aber auf andere Weise meine Machtgelüste ausleben will, auf andere Weise meinen Gott in den Griff kriegen will.

Sollten das wirklich wir Menschen sein? Sollte das da gesagt sein, und sollten wir gesagt haben, wir wollten sein wie Gott? Habe ich das jemals behauptet, ich selbst? Das hat die Frau nicht gesagt, dass sie sein will wie Gott. Das hat der Mann nicht gesagt, dass er sein will wie Gott. Das haben wir nicht gesagt, dass wir sein wollen wie Gott. Das haben andere über uns gesagt. Das sind dann andere, die vielleicht schuld sind. Und so entsteht das Wort "Entschuldigung", indem man die Schuld weiterschiebt auf andere. Das waren andere. Das war die Frau, die du mir gegeben hast, die du mir geschaffen hast. Das war die Schlange, von der es am Anfang heißt: Gott hat sie geschaffen. Also eigentlich war es doch Gott selbst, nicht wir. Wir schieben die Schuld immer weiter. Und je mehr wir es auf Gott schieben, desto weniger nehmen wir von uns selbst wahr. Und desto weniger haben wir einen Erkenntnisgewinn. Wir erkennen überhaupt nicht mehr, was gut und böse, was gut ist für uns, was schädlich ist für uns. Und so wird in diesem Glauben an uns selbst wieder eine Verschwörungsgeschichte daraus.

Wir wehren uns gegen die Beschuldigung. Wir wollen sie nicht haben. Soll sie doch ein anderer tragen, unsere Schuld. Wir wollen sie nicht selber tragen. Gott weiß es. Gott weiß es von Anfang an. Und Gott selbst kümmert sich von Anfang an um diesen Menschen, der sich vor ihm versteckt hat. Nicht der Mensch ruft Gott: "Wo bist du? Ich habe Unsinn getan", sondern Gott sucht den Menschen und fragt: "Wo bist du?" Er sucht den Menschen, von dem er doch voraussichtlich weiß, dass er etwas angestellt hat. Gott sucht den Menschen und sorgt für ihn. Gott macht den beiden Röcke aus Fellen, damit sie ihre Scham decken können, wo sie sich vor sich selbst schämen. Gott fängt von Anfang an an, sich um uns Menschen zu kümmern, und er weiß, dass wir die Schuld abschieben, dass wir sie nicht selber tragen wollen, dass wir sie am Ende gar nicht selber tragen können. Deshalb feiern wir die Passionszeit, weil wir es feiern, dass Gott bis heute für uns sorgt, dass er tragen will, was unsere Schuld ist, dass er sie auf sich nimmt in Jesus Christus und dass er sie hindurch trägt durch den Tod ins Leben. So erfahren wir viel mehr über uns selbst, wenn wir auf das uns verlassen, was Gott für uns tut; wenn wir dem glauben, was er uns sagt. Darum begegnen wir in dieser Passionszeit denjenigen, die ihm begegnet sind in seiner Leidenszeit, in der Leidenszeit Jesu; die dem begegnet sind, der die Schuld getragen hat, die wir nicht einsehen wollen. Denen begegnen wir, um von ihnen etwas über uns zu erfahren, um von ihnen zu erfahren, wie Gott für uns sorgt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Predigt: Judas – wenn das Leben kippt (und dem Bild „Abendmahl“ von Max Beckmann)

(Verfasser: Pfarrer Jürgen Dolling)

Predigttext: Matthäus 26, 14–25

Der Verrat des Judas

Da ging einer von den Zwölfen, mit Namen Judas Iskariot, zu den Hohenpriestern und sprach: Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verraten. Und sie boten ihm dreißig Silberlinge. Und von da an suchte er eine Gelegenheit, dass er ihn ausliefere.

Das Abendmahl

Aber am ersten Tag der Ungesäuerten Brote traten die Jünger zu Jesus und sprachen: Wo willst du, dass wir dir das Passalamme zum Essen bereiten? Er sprach: Geht hin in die Stadt zu einem und sprecht zu ihm: Der Meister lässt dir sagen: Meine Zeit ist nahe; ich will bei dir das Passamahl halten mit meinen Jüngern. Und die Jünger taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und bereiteten das Passalamme. Und am Abend setzte er sich zu Tisch mit den Zwölfen. Und als sie aßen, sprach er: Wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten. Und sie wurden sehr betrübt und fingen an, jeder einzeln zu ihm zu sagen: Herr, bin ich's? Er antwortete und sprach: Der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verraten. Der Menschensohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht; doch weh dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird! Es wäre für diesen Menschen besser, wenn er nie geboren wäre. Da antwortete Judas, der ihn verriet, und sprach: Bin ich's, Rabbi? Er sprach zu ihm: Du sagst es.

Liebe Gemeinde,

„ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr“ – Huub Oosterhuis hat dieses Lied für einen Trauergottesdienst im Jahr 1966 geschrieben, als einer seiner Studenten im Alter von 26 Jahren gestorben war. Ein Lied über Ohnmacht und Sehnsucht, mit Fragen, Hoffen und Bangen.

So zerrissen muss sich auch Judas Iskarioth gefühlt haben. Die leidvollen Worte Jesu haben ihn mitten ins Herz getroffen: Herr, bin ich's? Als einer von den zwölf Jüngern Jesu war Judas schon von Anfang an dabei. Er war der Einzige, der wahrscheinlich aus Judäa stammte. Isch Karioth – der Mann aus Karioth. Vielleicht war er auch ein Widerstandskämpfer gegen die Römer. Aber das ist nur eine Vermutung. Viel wissen wir nicht wirklich über Judas. Und doch war dieser Jünger entscheidend für den Lebens- und Leidensweg Jesu. Und was hat man nicht alles über ihn gesagt, erzählt und vermutet! Schon bald machte man ihn zum Betrüger. Nachdem Judas das gemeinschaftliche Geld in einem Beutel verwaltete, berichtet das Johannesevangelium etwa 60 Jahre nach der Kreuzigung, dass er außerdem untreu gewesen sein soll. Schließlich wurde er ja auch zum Verräter für 30 Silberlinge durch einen Kuss. Ein Erzfeind. Vom Teufel besessen. Am Ende soll er sich selbst erhängt oder auf dem Blutacker auseinandergebrochen sein. Unheilvoller, tragischer kann ein Leben kaum enden wie das des Juden Judas. Immer mehr wurde seine Gestalt zum Zerrbild, grotesk, antijüdisch und hassbesetzt.

Judas aber war ein ganz normaler Mensch. Ein Jünger wie wir. Er saß mit am Abendmahlstisch und hat aus derselben Schüssel gegessen wie Jesus. So sieht man ihn auf einer Zeichnung von Max Beckmann aus dem Jahr 1911, die in unserem Gesangbuch abgedruckt ist. Sie finden sie gegenüber dem Lied Nr. 213:



Ein gedeckter Tisch mit Gläsern, Tellern und einer Weinkaraffe. Die Deckenlampe spendet helles Licht. Wie in einem Gasthaus sitzen die Männer um den Tisch herum. Jesus hat sich leicht zur Seite gedreht und die Hand erhoben. Seine Augen sind auf die dunkle Gestalt im Vordergrund gerichtet, mit der er gerade spricht. Die anderen Jünger haben fragende, ungläubige Gesichter, einer rechts schlägt die Hände vor's Gesicht. Und die dunkle Gestalt im Vordergrund – Judas – ist im Aufbruch begriffen: der Stuhl kippt, der Verräter ist auf dem Sprung. Max Beckmann, den man im Nationalsozialismus als entarteten Künstler brandmarkte und der in Amsterdam den Krieg überlebte, hat einmal in einem Vortrag in London über seine Malerei gesagt: "Willst du das Unsichtbare fassen, dringe, so tief du kannst, ein – in das Sichtbare." ... Das Un-sichtbare sichtbar

machen durch die Realität. – Das mag vielleicht paradox klingen – es ist aber wirklich die Realität, die das eigentliche Mysterium des Daseins bildet!" (Vortrag von Max Beckmann 1938 in London: Über meine Malerei)

Mit Judas ist es sichtbar und fühlbar: Der Verrat. Eine Realität, die sich jeder Erklärung entzieht. Sie ist Mysterium, Geheimnis. Die Kunst macht sie in dieser Zeichnung sichtbar, und sie zeigt, was es mit einem Menschen macht: Seine ganze Existenz steht auf der Kippe. Wie kann das Leben nur an einen solchen Kipp-Punkt kommen?

Schon die Bibel spekuliert darüber. Dass der Teufel in ihn gefahren ist. Oder vielleicht war es doch Geldgier, oder der Wunsch, dass man Jesus doch endlich einmal aus der Reserve locken müsste, damit sich die Verhältnisse ändern? Niemand weiß es. Manchmal wissen wir es wohl auch selbst nicht so genau, warum wir Dinge tun, die anderen und damit auch uns selber schaden. Denn ein Stück von diesem Judas steckt in jedem von uns. Niemand ist ohne Sünde, das Dunkle gibt es auch unserer Seele, und immer wieder stehen Dinge in unserem Leben auf der Kippe, weil sie nicht so sind, wie sie vielleicht sein sollen. Das kann etwas Verräterisches sein, verletzende Worte, Fehler, Versäumnisse, Untreue, oder Hass und Gewalt. Manche Dinge im Leben legen sich auch wie Schatten auf unserer Seele: Trauer oder Depression. Ängste oder Sorgen. Einsamkeit oder Überlastung. Und immer wieder gibt es Punkte, wo dann das Leben kippt und eine ganz andere Richtung nimmt, als wir's ursprünglich gedacht haben. Das Leben ist nicht immer geradlinig, nicht immer einfach und nicht immer

schön. Max Beckmann sagt dazu: Es ist "der Traum vieler, nur das Weiße (nur das gegenständlich Schöne) oder nur das Schwarze (das Hässliche und Verneinende) sehen zu wollen. Ich kann nicht anders, als mich in beidem zu realisieren." (Vortrag von Max Beckmann 1938 in London: Über meine Malerei) Ja, die Kunst, das Leben und auch unser Glaube hat immer beides: Das Weiße und das Schwarze. Den Jünger und den Verräter. Und doch macht Gott daraus seine Heilsgeschichte. Er ist auch der Einzige, der das tun kann. Sogar am tiefsten Kipp-Punkt am Kreuz.

Wir Menschen wehren die dunklen Punkte im Leben gerne ab. Hier am Abendmahlstisch hebt Judas die Hände. Herr, bin ich's, ein Verräter? Vielleicht will er's nicht zugeben, oder auch nicht wahrhaben. Aber der Stuhl kippt schon. Es geht alles seinen Gang. Im Lukasevangelium steht: Es muss so geschehen. Denn die Finsternis wird Realität auch im Leben Jesu Christi. Der bittere Kelch wird nicht an ihm vorüber gehen. Er wird seinem Verräter in die Finsternis folgen. „Was du tust, das tue bald!“ (Joh. 13,27). Dann kippt das Leben. Alles geschieht so unweigerlich und grausam. Scheinbar ohne Hoffnung, scheinbar ohne Zukunft. Gott aber – so sagt es Max Beckmann weiter – Gott gestaltet alles immer wieder neu. Auch sich selbst. Jesus Christus wird zum Licht der Welt. Und dieses Licht ist er auch für den Verräter, der so grausam stirbt. Vielleicht ist Ostern das letzte große Mysterium dieser tragischen Lebensgeschichte des Jüngers Judas? Vielleicht ist Ostern auch das größte Mysterium unseres eigenen Lebens, dann, wenn sich unser Leben noch einmal ganz anders wendet im Licht der Auferstehung? Max Beckmann hat den Jünger links mit zurückgezogenem Stuhl dargestellt. Dadurch öffnet sich der Blick auf den Tisch und auf Jesus selber. Und es wird vorne ein Platz frei. Es ist der Platz für Dich, für mich, für uns alle. Und dort ist auch Platz für das Licht und für das Dunkle in unserem Leben. Es ist Platz für alles, was in unserem Leben auf der Kippe steht, für die Probleme und Nöte, für alles, was uns drängt, einfach aufzuspringen und wegzulaufen. Weglaufen aber ist keine Lösung. Denn unser Platz ist dort am Tisch. Dort, wo Jesus einfach sagt: Nimm und iss. Nimm und trink. Das ist zu Deinem Heil. Damit will ich Dich wieder ins Licht holen. Deinen Glauben stärken. Dir Zuversicht und Hoffnung schenken. Und ich will alles mit Dir teilen, was Dir Not macht. Dein Kreuz will ich auf mich nehmen, damit auch dort alles neu werden kann. Diese Einladung Gottes steht. Gott ist über allen Maßen menschenfreundlich und barmherzig. Und das will ich erleben, wenn uns letztlich Gott den Tisch deckt in seinem Reich: „Sprich du das Wort, das tröstet und befreit und das mich führt in deinen großen Frieden. Schließ auf das Land, das keine Grenzen kennt, und lass mich unter deinen Kindern leben. Sei du mein tägliches Brot, so wahr du lebst. Du bist mein Atem, wenn ich zu dir bete.“

Darin liegt unser Heil. Auch wenn das Leben kippt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Predigt: Petrus – wenn Treue wankt

(Verfasserin: Pfarrerin Meike Müller-Stach)

Die Besserwisser und Vorgescher – Verlust der leisen Töne

„Ich weiß das, ich kann das, ich mach das!“

Diesen Ausruf habe ich im Ohr, wenn ich an einen Mitschüler aus meiner Abiturklasse denke. Dazu das nervige Schnipsen beim Melden. Er konnte es kaum ertragen, wenn er nicht drangenommen wurde. Und wenn es um etwas Organisatorisches ging, gab es eigentlich keine offene Frage – er hat sich gekümmert. Es war nicht nur Engagement. Es war auch ein Stück Wettbewerb. Er wollte schneller sein als die anderen. Besser vorbereitet. Früher mit der Antwort. Und wenn jemand anderes drankam, sah man ihm an, dass er eigentlich selbst hätte sprechen wollen. Vieles lief dadurch. Dinge kamen ins Rollen. Aber wir haben auch oft die Augen verdreht. So ein Besserwisser. Heute sehe ich das etwas anders. Vorne stehen ist eine Gabe. Dinge in die Hand nehmen auch. Ohne solche Menschen bleibt vieles liegen. Und doch: Wenn einer sehr laut ist, wenn einer viel Raum einnimmt – und wenn immer auch ein bisschen „mehr als die anderen“ mitschwingt –, dann gehen die leisen Töne schnell unter. Vielleicht hätten andere auch etwas beitragen können mit ihren Gaben. Vielleicht gab es Gedanken, die nie ausgesprochen wurden. Denn diese Position hat Macht. Und Macht sollte sehr bewusst und verantwortungsvoll wahrgenommen werden. Wir sehen heute auf Petrus. Einen der engsten Begleiter Jesu. Einen, der oft spricht, wenn andere noch nachdenken. Einen, der selten zögert. Und auch auf ihn passt dieser Satz vom Anfang gut: „Ich weiß das, ich kann das, ich mach das.“ Schon im Evangelium hören wir ihn sagen: „Ich weiß, dass du der Messias bist.“ Und im Predigttext wird es noch deutlicher: „Wenn auch alle – ich nicht.“

Predigttext – Matthäus 26, 31–35

Da sprach Jesus zu ihnen: In dieser Nacht werdet ihr euch alle ärgern an mir; denn es steht geschrieben Sach 13,7: »Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.« Wenn ich aber auferstanden bin, will ich vor euch hingehen nach Galiläa. Petrus aber antwortete und sprach zu ihm: Wenn sich auch alle an dir ärgern, so will ich

doch mich niemals ärgern. Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: In dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Petrus sprach zu ihm: Und wenn ich mit dir sterben müsste, werde ich dich nicht verleugnen. Das Gleiche sagten auch alle Jünger.

Große Worte haben ihren eigenen Klang

Diese Worte fallen am Abend vor Jesu Verhaftung. Die Stimmung ist angespannt. Jesus spricht von Verrat, von Angst, von Zerstreuung. Und Petrus reagiert. Keine Sekunde wird abgewartet. „Wenn auch alle – ich nicht.“ Das ist ein schöner Satz. Fast heroisch. Und vielleicht war Petrus vollkommen überzeugt davon. Vielleicht hat er sich selbst geglaubt. Aber große Worte klingen im sicheren Raum anders als im Ernstfall. Noch in derselben Nacht wird Jesus verhaftet. Petrus folgt ihm – zunächst noch mutig – bis in den Hof des Hohenpriesters. Dort steht er an einem Feuer. Fremde Menschen sprechen ihn an. „Du gehörst doch auch zu ihm.“ Diesmal kommt kein großes Wort. Kein Bekenntnis. Kein Vorpreschen. Petrus sagt: „Ich kenne ihn nicht.“ Und noch einmal. Und noch einmal. Petrus merkt: Ich habe mich selbst überschätzt. Sein Bild von sich selbst bekommt Brüche. Das Bild vom Mutigen. Vom Treuen. Vom Felsen. Petrus weint und geht. Auch ich habe in meinem Leben schon das ein oder andere übereifrige „Ich würde das niemals machen“ gesprochen. Ich erinnere mich an einen Lesekreis zum Thema Antidiskriminierung. Wir saßen zusammen, diskutierten engagiert, und ich habe großzügig gesagt: Ich würde niemals nur danebenstehen. Ich würde niemals schweigen. Kurze Zeit später kam der Realitätscheck. Eine Situation im Alltag. Ein Kommentar, der nicht in Ordnung war. Und ich habe geschwiegen. Aus Angst, unangenehm zu sein. Aus Sorge, wie andere reagieren würden. Aus dem Wunsch heraus, nicht selbst im Fokus zu stehen. Das Bild zerbricht.

Wenn Zuspruch nötig wird

Einige Tage sind vergangen. Jesus ist gekreuzigt worden. Die Jünger haben erlebt, wie alles zerbricht – und dann hören sie: Er lebt. Das Johannesevangelium erzählt von einer Begegnung am See von Tiberias. Die Jünger sind fischen. Die Nacht war erfolglos. Am Morgen steht jemand am Ufer. Erst erkennen sie ihn nicht. Dann begreifen sie: Es ist Jesus. Und Petrus? Er wartet nicht. Als er hört, dass es der Herr ist, wirft er sich ins Wasser und schwimmt an Land. Wieder dieses Unmittelbare. Dieses Sofort. Dieses Nach-vorn-Drängen. Am Ufer brennt ein Feuer. Brot. Fisch. Ein stiller Morgen. Und dann fragt Jesus Petrus: „Liebst du mich mehr als diese?“ Und Petrus antwortet sofort: „Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe.“ Schnell. Sicher. Doch Jesus fragt ein zweites Mal. Und ein drittes Mal. Beim dritten Mal wird Petrus traurig. Die Frage trifft ihn. Sie führt ihn zurück. Dreimal hatte er gesagt: „Ich kenne ihn nicht.“ Dreimal wird er nun gefragt: „Hast du mich lieb?“ Jetzt klingt seine Antwort anders: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, dass ich dich liebe.“ Da spricht keiner mehr, der sich beweisen muss. Da spricht einer, der weiß, dass er gefallen ist. Der weiß, dass seine Worte einmal nicht getragen haben. Und Jesus? Er zählt nichts auf, er führt ihn nicht vor, er hält ihm nichts vor. Er sagt nicht: „Ich habe es dir doch gesagt.“ Er sagt: „Weide meine Lämmer. Weide meine Schafe.“ Er traut ihm etwas zu. Nicht vor der Nacht. Sondern nach der Nacht des Verrats. Verändert hat sich sicherlich auch etwas in Petrus. Er spricht vorsichtiger, seine Liebe zu Gott ist nicht mehr ständig im Vergleich zu den anderen. Es geht nicht um die Konkurrenz, sondern um seine ganz eigene Erfahrung mit Gott, die er in diesem Verlust gesammelt hat. Gott trägt nicht nach. Gott stellt nicht bloß. Gott baut auf und ermutigt dazu, weiterzugehen.

Ein anderer Klang

Und Petrus geht weiter. In der Apostelgeschichte steht er wieder vorne. Er predigt in Jerusalem. Er erzählt von Jesus. Vom Reich Gottes. Davon, dass das höchste Gebot ist: Liebe Gott und deinen Nächsten, wie dich selbst. Er steht auf. Öffentlich. Mutig. Aber es klingt wohl anders. Nicht mehr dieses selbstverständliche „Ich weiß das, ich kann das, ich mach das.“ Sondern die Stimme eines Menschen, der gefallen ist. Der geweint hat. Der weiß, wie schnell man sich überschätzt und vollmundig Versprechen abgibt, die man nicht halten kann. Seine Hingabe lebt nicht mehr aus dem Vergleich mit anderen. Sie ist ehrlicher geworden. Genau das macht ihn glaubwürdig. Petrus wird mir in seinem Scheitern nah. Menschlich nah. Kein unantastbarer Glaubensheld. Und ganz ehrlich: Solche brauchen wir auch nicht. Petrus ist einer wie wir. Einer, der zu viel sagt. Der zu wenig hält. Der lernt. Der weitergeht. Ich erkenne darin meinen eigenen Weg. Ich bin wieder ins Stolpern geraten. Habe wieder gezögert. Und habe doch gelernt, früher zu sprechen. Klarer zu reagieren. Ungerechtigkeit nicht einfach stehen zu lassen. Und ein: „Ich würde das niemals machen.“ – kommt mir heute kaum mehr über die Lippen.

Petrus ist kein makelloser Glaubensheld. Und genau deshalb ist er mir in dieser Passionszeit auch so nah.

Ein Hoch auf diesen Petrus.

Auf den Lauten.

Auf den Gefallenen.

Auf den, der Demut lernt.

Auf den, der weitergeht.

Und ein Hoch auf einen Gott, der nicht sagt: „Ich hab es dir doch gesagt.“

Sondern: „Geh weiter. Fall hin. Steh wieder auf. Ich gehe mit.“

Liebe Gemeinde,

in dieser Passionszeit begegnen wir Menschen aus der Bibel, die Jesus auf dem Weg begleitet haben. Sie verbindet, dass sie alle wunderbare Erlebnisse mit Jesus hatten, aber auch Momente, in denen sie ihn nicht verstehen konnten und keine Antwort auf ihre Fragen fanden. In diesen Wochen vor Ostern gehen wir traditionell den Leidensweg Jesu nach, hören vom Jubel beim Einzug in Jerusalem, von Verrat, Verleugnung, Verspottung, Verurteilung, Hinrichtung und Tod. Jesus hat das angenommen und auch damit gerungen, hat mal erstaunlich sicher argumentiert und geredet, und mal verzweifelt nach Gott gesucht, als er am Ende war. Auch die Menschen in seiner Umgebung, seine Familie und seine Freunde und Freundinnen haben solche Wechselbäder der Gefühle erlebt. Für sie war Jesus der Heiland und Retter, er war besonders mit Gott verbunden, der Gesandte – und er war der Unverständliche, eine Herausforderung, manchmal gar eine Zumutung. Heute steht Maria im Mittelpunkt, Maria, die Mutter Jesu. Sie ist von Anfang bis Ende dabei. Auch sie hat Höhen und Tiefen erlebt. Wir folgen ihr heute zu sieben Stationen:

1. Maria trifft einen Engel (Lk 1,26-38)

Es beginnt mit der Ankündigung ihres Kindes. Der Engel Gabriel besucht Maria. „Fürchte dich nicht“, sagt er und kündigt ihr einen Sohn an, der Jesus heißen soll. Fürchte dich nicht – das wird in der Bibel oft gesagt, wenn eine Situation doch sehr zum Fürchten ist. Auch wenn es schwierig aussieht, soll es doch möglich sein, weil Gott gnädig ist und dabei sein wird. Maria ist da noch sehr jung. Ihre Frage, wie das denn gehen soll, bekommt sie die Antwort: bei Gott sei alles möglich. Als Beispiel dafür wird ihre Verwandte Elisabeth genannt, die als unfruchtbar galt und nun im sechsten Monat mit Johannes, dem Täufer, schwanger war. Maria aber sprach (Lukas 1,38): Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Sie beeindruckt mich. So jung. Ein paar Fragen. Und dann ihre Einwilligung. So soll es sein. Wie alle Mütter weiß sie zu der Zeit noch nicht, was für ein Kind sie bekommen wird, hat noch keine Ahnung, welche wunderbaren Momente sie erleben wird, und was sonst noch alles zu diesem Geschenk gehört. Was uns das Leben schenkt, was Gott uns im Leben schenkt, wissen wir so richtig auch erst im Rückblick. Bei der Taufe wird uns Gottes Versprechen gegeben: Fürchte dich nicht. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Worauf können wir uns damit einlassen – wozu in den Dienst nehmen lassen?

2. Maria singt ihr Lied (Lukas 1,46-55)

Kaum schwanger macht Maria sich auf den Weg zu Elisabeth. Kein Wunder. In einer Zeit, in der es nichts nachzulesen gab, wollte sie sich mit einer anderen werdenden Mutter austauschen – über die Schwangerschaft – und wohl auch über diese Ereignisse, die mit Gott zu tun haben und ihrer beider Leben von jetzt auf gleich auf den Kopf gestellt haben. Jung und schüchtern aber ist Maria in ihrem Lobgesang nicht, den wir vorhin als Lesung gehört haben: Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, der die Niedrigkeit seiner Magd angesehen hat. Sie singt schon von dem, was durch diese Schwangerschaft anders werden wird. Gott hat große Dinge an ihr getan, und in der Folge werden Mächtige vom Thron gestoßen und Niedrige erhöht, Hungrige werden mehr als genug haben und Reiche leer ausgehen. Seine Barmherzigkeit wird denen sichtbar sein, die das brauchen. Ein Systemwechsel, neue Maßstäbe, ein Wandel, der den vielen Menschen in Not Hoffnung macht und die Mächtigen stark verunsichert. Ein starker Auftritt. Hier spricht eine sehr selbstbewusste junge Frau, eine, die sich in den Dienst Gottes stellen lässt, und diese Aufgabe mit innerer Kraft und Haltung annimmt. Davon wünsche ich mir manchmal etwas. So eine Klarheit darin, worum es eigentlich geht. Den Mut, groß zu denken und große Ziele zu haben. Das Vertrauen, genau dazu von Gott beauftragt zu sein. Eine junge, unverheiratete, schwangere Frau konnte damals eigentlich nicht so auftreten. Umso erstaunlicher und ermutigender, wie sie das gemacht hat. Von ihr können wir lernen, uns selbst nicht immer klein zu denken. Von ihr können wir uns ermutigen lassen, eine neue, schwierige Situation anzunehmen und Vertrauen zu haben, dass Strukturen sich ändern können.

3. Maria wird Mutter (Lk 2,1-20)

Jesus wird geboren – nicht Zuhause, nicht in einem Krankenhaus, sondern unterwegs. Der Stall ist dabei wohl eher Legende als Tatsache, aber trotzdem war es so nicht geplant, von Unsicherheit begleitet, und es ist gut gegangen. Hirten und Weise aus dem Morgenland kamen, hören wir – und Maria ist dabei, hört, was ganz fremde Menschen zu dieser Geburt und zu ihrem Kind sagen – und behält alle die Worte in ihrem Herzen. Andere beten ihr Kind an – und sie spürt, was für ein Weg das werden kann, und das braucht sie, denn es folgt die Flucht nach Ägypten, weg von König Herodes, der Angst vor diesem neuen König hat, als würde er ahnen, was für neue Gedanken und Verheißungen mit ihm kommen, die eben die Schwachen ermutigen und die Mächtigen leer ausgehen lassen. Ob wir mit und für unsere Kinder, für andere oder für uns auch Worte gehört haben, die wir behalten und bewegen? In Momenten der Unsicherheit kommen wir oft zurück auf das, was uns andere mal an Stärkung und guten Worten mit auf den Weg gegeben haben.

4. Maria ist Mutter eines Pubertiers (Lk 2,41-52)

Die Familie ist unterwegs auf dem Rückweg von Jerusalem. Viele waren zusammen. Jesus fehlt. Er ist im Tempel geblieben, um sich weiter zu unterhalten. Was er sagt, erstaunt die anderen. Seine Eltern bemerken sein Fehlen erst spät, müssen drei

Tage zurück. Ich stelle mir vor, was das für Maria bedeutet. Sie wird sich große Vorwürfe gemacht haben. Warum hat sie sich darauf verlassen, dass er schon bei den anderen Kindern und Jugendlichen sein wird? Warum hat sie nicht viel früher auf ihn geachtet? Und sie hatte Sorgen: Ist ihm etwas passiert? Hat ihm jemand etwas angetan? Ist er verletzt? Wütend ist sie auch: Er hätte doch mal ein Wort sagen können. Sie erwartet anderes von ihm. „Warum hast du uns das angetan?“, fragt sie ihn. Wenn mir das als Mutter passiert wäre, hätte es eine Weile gedauert, bis ich mich wieder beruhigt hätte. Maria versteht Jesu Antwort in dem Moment nicht. „Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?“, antwortet Jesus ihr, und sie merkt sich diese noch unverständlichen Worte. Ihr Herz also füllt sich nach und nach mit dem, was ihr gesagt – und was sie weiter begleiten wird. Jesus weiß, was er tut. Das alles ist Teil von dem Plan für sein Leben, den sie nicht kennt. Begleiten will und wird sie ihn dennoch. Alle begleiten wir andere Menschen durchs Leben. Nicht immer verstehen wir sie. Es kann helfen, sich zu überlegen, ob auch sie einen Plan haben, oder ob es zu einem Plan passt, wenn sie anders handeln als wir es uns wünschen.

5. Maria stiftet Jesus zu seinem ersten Wunder an (Joh 2)

Mutter und Sohn sind zusammen Gäste bei einer Hochzeit. Der Wein geht aus. Wer das mitbekommt, ist davon ein bisschen peinlich berührt. Da ist die Planung schief gegangen. Eine solche Situation wünscht man dem glücklichen Paar nicht. Ob Maria schon verstanden hatte, wie besonders Jesus war? Sie fordert ihn auf: „Los, tu doch was. So kann es nicht weitergehen.“ Und Jesus weist sie zurück: „Was hab ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Wie viele Mütter und Väter sich in diesem Gespräch wohl wiedererkennen? Auch wenn unsere Kinder nicht Wasser in Wein verwandeln, bitten wir sie doch manchmal darum, eine Situation zu verbessern und bekommen ganz ähnliche Antworten. „Kannst du mein Handy mal anschauen – da passt was nicht? Was ist denn in unserem Auto los – das macht so seltsame Geräusche?“ „Jetzt nicht. Dafür bin ich nicht hier. Das soll mit mir nichts zu tun haben.“ Manche haben dann das Glück, so Kinder wie dieser Jesus in diesem Moment zu haben, die dann – widerwillig – doch tun, worum man sie gebeten hat. Manche Bemerkung ihrer Kinder müssen Eltern schlucken. Maria bleibt bei ihrem Gedanken, dass Jesus helfen kann – und wird. „Tut, was er euch sagt“. Aufgefordert von Maria tut Jesus ein erstes Wunder, rettet ein Fest, feiert mit vielen Menschen. Was war wohl am Abend danach? War Maria stolz auf ihren Sohn? Daneben noch ein wenig genervt von dem Kommentar: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau?“ Gespannt auf das, was noch kommen würde? Ihr wird noch ein wenig klarer geworden sein: Dieser Sohn hat einen Plan. Sie ist immer mal Teil davon und dann auch wieder nicht. Sie hat Einfluss, aber darauf kann sie sich nicht verlassen. Immer wieder einmal reagieren unsere Kinder, aber auch andere in unserer Umgebung anders als wir es erhoffen. Wie oft reicht ein bisschen Geduld, bis der Plan doch aufgeht. Ob man solche Geduld lernen kann?

6. Maria ist nicht willkommen (Mt 12,48-50)

Offenbar war Maria immer wieder mal in der Nähe von Jesus, und der bekanntlich oft von vielen Menschen umringt. Die Menge macht Jesus darauf aufmerksam, dass seine Mutter und Brüder da seien – und er antwortet: Wer ist eine Mutter, und wer sind meine Brüder? Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter. Es gibt solche Momente, in denen es einfach nicht passt, und Kinder keine Zeit für die Eltern und die Familie haben. Aber das tut weh. Für Maria hört sich das wie eine Abfuhr an. Vielleicht ist es nicht so gemeint. Jesus will sich in dem Moment nicht unterbrechen lassen. Er geht nicht zu seiner Familie. Manchmal ist das so. Manchmal ist nicht genug Zeit für alles, was einem lieb ist. Maria war eine Frau, die den Willen Gottes getan hat, die sich von ihm in den Dienst hat nehmen lassen. Jesus stellt das nicht in Frage, nimmt aber andere auf in die Runde derer, die ihm wichtig sind. Wir kennen das – diesen Wunsch, eine besondere Beziehung zu manchen Leuten zu haben, und die Herausforderungen, wenn es noch andere gibt. Wie Maria reagiert hat, wissen wir nicht einmal. Vielleicht hatte sie Verständnis – vielleicht war sie enttäuscht. Den Kontakt haben weder Jesus, noch sie aufgegeben.

7. Maria unterm Kreuz (Johannes 19,25-27)

Es kommt zum Schlimmsten, was eine Mutter sich für ihren Sohn vorstellen kann. Jesus wird verurteilt und gekreuzigt. Das ist so heftig, dass die meisten der Freunde Jesu flüchten. Ein unerträglicher Anblick. Ein Leid, dass sie nicht sehen wollen. Das verknüpft sich mit Angst um das eigene Leben. Was passiert? Maria bleibt dabei. Sie ist bei Jesus, als sein Leben hier zu Ende geht. Sie steht da und begleitet. Jetzt sieht Jesus sie und den Jünger, den er lieb hatte, vermutlich Johannes, und er bringt die beiden zusammen. Frau, das ist dein Sohn. Und zum Jünger: Sieh, das ist deine Mutter. Wo sein Leben zu Ende geht und die anderen sich nicht vorstellen können, dass es eine Zukunft geben kann, bringt er zwei Menschen zusammen, füreinander zu sorgen und eröffnet ihnen einen neuen Weg. Maria hat einen neuen Platz, geht auch noch diesen Weg mit. Im Leid bleibt sie dabei, und lässt sich nicht unterkriegen. Sie versteht immer mehr, wer Jesus ist und was er will. Den Weg lässt sie sich zeigen, nicht weil sie schwach und willenlos wäre, sondern weil sie erkennt, dass es auch für ihr Leben einen Plan gibt, und sie dabei von Gott begleitet bleibt. Fürchte dich nicht, denn du hast Gnade gefunden vor Gott. Das hatte der Engel ihr am Anfang gesagt, und das hat sie getragen durch die ganz verschiedenen Momente mit Jesus.

Gott verbindet uns mit anderen in der Familie, in der Gemeinde, im Beruf – und sagt zu uns „Fürchte dich nicht“. Maria zeigt: Ihm können wir vertrauen. Das wird dann kein einfaches Leben, und es wird immer wieder Herausforderungen geben. Verlassen wird Gott uns nicht. Er bleibt da – bei Maria, Petrus, Thomas, Judas – und jeder und jedem von uns. Amen

Predigttext: Johannes 20,24–29

Thomas aber, einer der Zwölf, der Zwilling genannt wird, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, kann ich's nicht glauben. Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, darum glaubst du? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

Manchmal sitzt er im Kopf, liebe Gemeinde ganz oben, hinter der Stirn, dort, wo die Gedanken kreisen und sich gegenseitig antreiben. „Kann ich das? Will ich das wirklich? Traue ich mir das zu?“ Fragen, die nicht laut sind und doch nicht schweigen. Sie melden sich morgens, noch bevor der Tag begonnen hat. Sie begleiten uns in Gesprächen, in Entscheidungen, in Begegnungen. Sie sitzen da wie ein stiller Beobachter, der alles prüft, alles abwägt, alles in Frage stellt. Manchmal sind sie hilfreich, weil sie uns vor Übermut bewahren. Manchmal aber lähmen sie uns, weil sie jede Zuversicht unterbrechen. Manchmal sitzt er in der Hosentasche. Dort, wo das Portemonnaie steckt oder das Smartphone. „Kann ich mir das diesen Monat noch leisten? Reicht es? Wird es reichen?“ Es ist nicht nur eine rechnerische Frage. Es ist eine Frage nach Sicherheit. Nach Boden unter den Füßen. Nach einem Morgen, das nicht sofort zur Sorge wird. Man trägt sie mit sich herum, diese leise Unruhe, die sich zwischen Kontoauszug und Einkaufszettel schiebt. Sie ist unsichtbar für andere, aber sie begleitet jeden Schritt. Manchmal sitzt er im Herzen. Dort, wo Beziehungen wohnen. „Meint sie es ehrlich? Kann ich ihm vertrauen? Wird das halten?“ Wir öffnen uns nie ganz ohne Risiko. Wer liebt, macht sich verletzlich. Wer vertraut, gibt etwas aus der Hand. Und so ist da oft dieses leise Mitdenken, dieses Abwägen, dieses Zögern, das uns schützen möchte und uns doch zugleich hindert, uns ganz einzulassen.

Manchmal sitzt er in der Vergangenheit. In Erinnerungen an das, was nicht gelungen ist. An Entscheidungen, die wir gern rückgängig machen würden. An Worte, die gefallen sind und nicht mehr zurückzuholen sind. Und dann meldet sich die Stimme: „Siehst du, schon einmal ist es schiefgegangen. Warum sollte es diesmal anders werden?“ Und die Vergangenheit streckt ihre Fühler in die Gegenwart aus. Manchmal sitzt er in der Zukunft. In der Frage, was noch kommt. Wie sich die Welt entwickelt. Was aus den Kindern wird. Wie lange die Kräfte tragen. Ob die Gesundheit bleibt. Die Zukunft ist ein offener Raum, und offene Räume können Freiheit bedeuten – oder Unsicherheit. Und je weiter wir in Gedanken nach vorne gehen, desto weniger haben wir in der Hand.

Er sitzt nicht immer am selben Ort. Er ist beweglich. Mal ist er nur ein flüchtiger Gedanke, mal ein hartnäckiger Begleiter. Manchmal treibt er uns an, genauer hinzusehen, verantwortlicher zu handeln. Manchmal bremst er uns aus, raubt uns Schlaf, nimmt uns den Mut. Wir kennen ihn alle. Er kommt nicht immer dramatisch daher. Oft tritt er ganz unscheinbar auf, fast vernünftig, fast besorgt. Er stellt Fragen, die man nicht einfach abtun kann. Er will geprüft werden. Er fordert Aufmerksamkeit. Und manchmal schämen wir uns sogar für ihn, weil wir meinen, wir müssten doch sicherer sein, klarer, entschiedener. Als dürften wir ihn nicht haben. Als wäre er ein Zeichen von Schwäche. Und doch ist er da. In den großen Entscheidungen und in den kleinen. Im Beruf und im Privaten. Im Glauben und im Alltag. Er sitzt im Kopf, in der Hosentasche, im Magen, im Herzen. Manchmal hier, manchmal dort. Und er lässt sich nicht einfach abschütteln. Er ist Teil unseres Lebens. Und wir geben ihm einen Namen. **Er: das ist der Zweifel.**

Nicht immer laut, nicht immer aufdringlich. Mit diesem Zweifel verbinden viele Menschen einen Namen: Thomas. Kaum fällt sein Name, ist das Urteil schon mitgesprochen. „Der ungläubige Thomas.“ Als wäre sein ganzes Leben auf einen Moment reduziert. Als wäre er der Mann gewesen, der nicht glauben konnte, während alle anderen feststanden. Sein Name ist fast zu einem Sprichwort geworden für jemanden, der erst sehen will, bevor er glaubt.

Aber wer war dieser Thomas eigentlich? Die Evangelien berichten nicht viel über ihn, und doch genug, um sein Herz zu errahnen. Sein Name bedeutet „Zwilling“. Vielleicht war er tatsächlich einer, vielleicht ist es nur ein Beiname. Im Johannesevangelium begegnet er uns mehrfach, und jedes Mal zeigt sich ein Mensch mit Tiefgang. Als Jesus nach Judäa gehen will, obwohl dort Gefahr droht, ist es Thomas, der sagt: „Lasst uns mit ihm gehen, dass wir mit ihm sterben.“ Das klingt nicht nach einem ängstlichen Zweifler. Das klingt nach Loyalität. Nach Mut. Nach einem Menschen, der es ernst meint. Und beim letzten Abendmahl ist es wieder Thomas, der spricht. Als Jesus von dem Weg zum Vater redet und davon, dass die Jünger den Weg kennen, sagt Thomas: „Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst. Wie können wir den Weg wissen?“ Auch hier hören wir keinen Trotz, sondern Ehrlichkeit. Er sagt das, was die anderen vielleicht denken, aber nicht aussprechen. Er will verstehen. Er will Klarheit. Er begnügt sich nicht mit Andeutungen. Thomas ist keiner, der an der Oberfläche bleibt. Er will es genau wissen. Er will nicht mit halben Antworten leben. Er ist ein Mensch, der sich nicht mit

frommen Formeln zufriedengibt. Und gerade deshalb trifft ihn das, was nach Karfreitag geschieht, besonders hart. Die anderen erzählen, sie hätten den Herrn gesehen. Sie berichten von einer Begegnung, die alles verändert hat. Aber Thomas war nicht dabei. Er steht außerhalb dieser Erfahrung.

Liebe Gemeinde,

und genau hier beginnt die eigentliche Spannung. Thomas steht außerhalb dieser Erfahrung. Die anderen haben etwas, worauf sie sich berufen können. Ein Ereignis. Eine Begegnung. Ein „Wir haben den Herrn gesehen“. Thomas hat nur ihre Worte. Und Worte können tragen – aber sie können auch fern bleiben. Sie können wärmen – oder kalt klingen, wenn das eigene Herz noch im Dunkeln steht. Es ist bemerkenswert, dass Thomas die Gemeinschaft nicht verlässt. Er zieht sich nicht zurück. Er sagt nicht: Wenn ihr das erlebt habt und ich nicht, dann hat das alles für mich keinen Sinn mehr. Er bleibt. Er bleibt bei denen, die glauben. Er bleibt im Raum der Verheißung, auch wenn er selbst noch keinen Anteil daran spürt. Das ist vielleicht der erste leise Schritt seines Glaubens: Er bleibt. Acht Tage vergehen. Acht Tage zwischen Karfreitag und Gewissheit. Acht Tage zwischen Erzählung und eigener Erfahrung. Acht Tage, in denen die Worte der anderen im Raum stehen und die eigene Seele doch noch tastet. Wir wissen nicht, wie diese Tage für Thomas waren. Aber wir kennen solche Zwischenzeiten. Zeiten, in denen andere von Trost sprechen und wir ihn noch nicht fühlen. Zeiten, in denen von Hoffnung geredet wird und wir sie noch nicht greifen können. Zeiten, in denen Gott für andere nahe scheint – und für uns verborgen.

Und dann kommt Jesus.

Nicht als Vorwurf. Nicht als moralische Instanz, die Thomas zurechtweist. Er kommt durch verschlossene Türen hindurch, wie zuvor. Er stellt sich in die Mitte und spricht: „Friede sei mit euch.“ Und dann wendet er sich Thomas zu. Er kennt seine Worte. Er weiß um seine Forderung. Er nimmt seinen Zweifel nicht als Störung wahr, sondern als Ort der Begegnung. „Reiche deinen Finger her. Sieh meine Hände. Lege deine Hand in meine Seite.“ Es ist, als würde Jesus sagen: Du sollst nicht weniger bekommen als die anderen. Dein Ringen ist mir nicht fremd. Deine Fragen sind mir nicht lästig. Ich entziehe mich dir nicht. Hier geschieht etwas Entscheidendes für unser Verständnis von Glauben. Der auferstandene Christus zeigt seine Wunden. Die Auferstehung löscht das Leiden nicht aus, sie verklärt es nicht zu einer bloßen Episode. Die Wunden bleiben sichtbar. Der Glaube, zu dem Thomas geführt wird, ist kein Glaube an einen fernen Sieger, sondern an den Gekreuzigten, der lebt. An einen Gott, der durch das Dunkel gegangen ist und es nicht überspielt. Und in diesem Moment bricht aus Thomas ein Bekenntnis hervor, das tiefer kaum sein könnte: „Mein Herr und mein Gott.“ Kein nüchternes „Jetzt verstehe ich“. Kein vorsichtiges „Vielleicht ist es doch wahr“. Sondern eine persönliche, existenzielle Hingabe. Mein Herr. Mein Gott. Der Zweifelnde spricht das klarste Christuswort des ganzen Evangeliums. Das ist die leise, aber kraftvolle Umkehrung dieser Geschichte: Der Zweifel steht nicht am Ende, sondern am Anfang. Er ist nicht das Gegenteil des Glaubens, sondern sein Durchgang. Thomas wollte nicht weniger glauben als die anderen – er wollte wahrhaftig glauben. Und genau dort, wo er mit seiner Frage bei Christus bleibt, wird ihm Christus zur Antwort.

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, sagt Jesus anschließend. Das ist kein Tadel, kein nachträgliches Abwerten. Es ist eine Öffnung. Ein Wort für alle, die nach Thomas kommen. Für Menschen, die nicht sehen können wie er. Für Menschen, die keine Wunden berühren, keine Stimme im Raum hören, kein plötzliches Erscheinen erleben. Für uns. Wir leben von einem Glauben ohne Sichtbeweis. Wir halten uns an Worte, an Zeugnisse, an eine Verheißung. Und doch gilt uns dieselbe Zusage: Selig seid ihr, wenn ihr vertraut, auch ohne zu sehen. Damit verschiebt sich der Maßstab. Glaube ist nicht das Abwesenheitsschild von Fragen. Glaube ist nicht die Fähigkeit, alles erklären zu können. Glaube ist auch nicht eine dauerhafte innere Gewissheit ohne Schwanken. Glaube ist Beziehung. Und Beziehung heißt: bleiben. Glauben heißt nicht, keine Fragen zu haben. Glauben heißt, mit seinen Fragen bei Christus zu bleiben. Das bedeutet: Ich bringe ihm meine Unsicherheit. Ich halte ihm meine Angst hin. Ich verschweige ihm meine Enttäuschung nicht. Ich laufe nicht davon, wenn ich nicht sofort verstehe. Ich bleibe in der Gemeinschaft derer, die hoffen. Ich bleibe im Gebet, auch wenn es sich leer anfühlt. Ich bleibe bei seinem Wort, auch wenn es mir fremd erscheint. Der Zweifel darf da sein. Aber er bekommt nicht das letzte Wort. Das letzte Wort spricht der, der in unsere verschlossenen Räume tritt und Frieden zusagt. Der, der unsere Fragen kennt, bevor wir sie formulieren. Der, der seine Wunden nicht verbirgt und gerade darin zeigt, dass er unsere Dunkelheit kennt. Thomas, der glauben möchte, wird nicht beschämt. Er wird gerufen. Und aus seinem Ringen wächst ein Bekenntnis. Vielleicht ist das die Einladung dieser Geschichte an uns in der Passionszeit: nicht so zu tun, als hätten wir keine Fragen. Sondern mit ihnen zu Christus zu gehen. Nicht Perfektion zu suchen, sondern Begegnung. Nicht Sicherheit in uns selbst, sondern Vertrauen in ihn.

Und Fragen habe ich jede Menge.

Vielleicht kennen Sie das. Manchmal sind es nicht nur einzelne Gedanken, die uns streifen, sondern ein ganzes Bündel an Fragen, das wir mit uns tragen. Sie klingen nicht besonders religiös. Sie kommen ohne frommen Tonfall aus. Und doch gehen sie tief. Die erste ist sehr persönlich: Gott, meinst du wirklich mich? Nicht allgemein. Nicht die Menschheit im Ganzen. Nicht die, die innerlich gefestigt wirken. Sondern mich – mit meiner Geschichte, mit meinen Brüchen, mit meinen Versäumnissen, mit meiner Unentschlossenheit. Meinst du mich, wenn von Berufung die Rede ist? Wenn von Nachfolge gesprochen wird? Wenn Liebe beschrieben wird, die trägt und verwandelt? Oder sind das Worte für andere, für die Klareren,

die Glaubensstärkeren? Diese Frage rührt an die eigene Würde. Sie tastet danach, ob ich wirklich gemeint bin – oder ob ich mich nur hineindenke. Und manchmal schwingt in ihr die Sorge mit: Vielleicht reicht mein Vertrauen nicht. Vielleicht bin ich zu schwankend, zu widersprüchlich, zu wenig überzeugt. Und dann ist da noch eine, leise und doch hartnäckig: Trägt das wirklich? Trägt der Glaube, wenn Sicherheiten bröckeln? Wenn Pläne nicht aufgehen? Wenn Kräfte nachlassen? Trägt er am Ende eines Lebens, wenn nicht mehr Leistung zählt, sondern Loslassen gefragt ist? Wir reden von Hoffnung. Von Auferstehung. Von einem Leben, das größer ist als der Tod. Aber trägt das – nicht nur als Gedanke, sondern als Wirklichkeit? Hält es, wenn alles andere ins Wanken gerät? Diese Frage zielt auf den Grund. Sie fragt nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Fundament.

Gott, meinst du wirklich mich?
Gott, wo bist du im Leid?
Gott, trägt das wirklich?

Und genau das ist es, was uns so nah an Thomas bringt. Diese Fragen sind kein Makel, kein Zeichen von Schwäche, kein Hindernis für den Glauben. Sie sind menschlich, sie sind ehrlich, sie sind ein Ausdruck von Sehnsucht nach dem, was größer ist als wir selbst. Sie dürfen da sein. Sie dürfen ausgesprochen werden, sie dürfen ins Gebet, sie dürfen im Gespräch bleiben. Wir müssen uns nicht schämen für sie, wir müssen sie nicht verstecken, wir müssen sie nicht in schnelle Antworten pressen. Denn gerade in diesen Fragen zeigt sich, dass wir glauben wollen. Dass wir nicht einfach passiv durch das Leben gehen, sondern dass wir suchen, dass wir ringen, dass wir hoffen, auch wenn das Licht noch nicht voll aufleuchtet. Und manchmal, inmitten dieses Ringens, da geschieht etwas Wunderbares: Da begegnet uns Christus. Ganz real in unserem Leben, in unserem Zweifel, in unseren offenen Händen. Da wird aus dem Fragen ein Hineinfallen in seine Gegenwart. Da wird aus der Unsicherheit ein Raum für Vertrauen. Da wird aus dem Ringen eine leise, aber feste Gewissheit, dass wir gehalten sind – auch wenn wir nicht alles verstehen. Und vielleicht ist das das größte Geschenk: dass wir nicht perfekt glauben müssen, dass wir nicht alles wissen müssen, dass wir nicht immer die Antworten haben müssen. Dass wir einfach bleiben dürfen. Dass wir unsere Fragen mitbringen dürfen, dass wir unsere Zweifel mitbringen dürfen, dass wir in all dem bei Christus bleiben dürfen – und dass genau dort, in diesem Bleiben, unser Glaube wächst, nicht trotz, sondern durch unsere Fragen hindurch. Und so dürfen wir, jeder von uns, unsere kleinen oder großen Zweifel mit in diese Gegenwart bringen, dürfen unsere Fragen ernst nehmen, dürfen uns halten lassen von dem, der uns kennt, der uns begleitet, der uns nicht verurteilt, sondern uns einlädt, zu bleiben, zu vertrauen, zweifelnd zu glauben – aber und darin, in diesem Bleiben, selig zu sein.
Amen.
